

Vom Geist der Veränderung

Kanzelrede der Evangelischen Akademie Tutzing
durch die Präsidentin der Landessynode
Dr. Annekathrin Preidel

Erlöserkirche München-Schwabing, 30. Oktober 2016

Morgen ist es endlich soweit. Morgen biegen wir in die Zielgerade ein. Was 2007 mit dem Impulspapier „Kirche der Freiheit“ begann und über zehn Themenjahre lang die Wirkungen der Reformation beleuchtete, mündet nun in das weltweit lang erwartete und vorbereitete Jubiläumsjahr. In Kürze erscheint auch der Reiseführer der Evangelisch-Lutherischen Kirche zum Reformationsommer in Bayern. Er macht deutlich, dass das Jahr 2017 eine historische und für unsere Generation einmalige Chance darstellt, die Vielfalt als protestantisches Markenzeichen sichtbar und den Geist der Veränderung in unserer Kirche spürbar zu machen.

Werfen wir einen Blick zurück an den Anfang der Reformationsdekade.

Es ist Ende Januar 2007. Der Rat der EKD hat zum Zukunftskongress nach Wittenberg geladen. Allerdings kann in der traditionsreichen Schlosskirche kein Gottesdienst gefeiert werden. Zu sehr hat das Sturmtief „Kyrill“ sie gebeutelt. Eine Turmspitze und einige Balken sind in das Kirchendach eingedrungen. Dabei ist die Wittenberger Schlosskirche eigentlich sturmerprobt. Auch wenn die Wucht der Hammerschläge Martin Luthers am 31. Oktober 1517 durch protestantische Verklärung immer ohrenbetäubender wurde und der Thesenaushang selbst eine unspektakuläre Angelegenheit gewesen

sein dürfte, so ist die Wittenberger Schlosskirche doch der Ort einer Weltbilderschütterung. In der für das Festjahr frisch renovierten und vor wenigen Wochen erst wieder eingeweihten Schlosskirche war der Lufthauch des Geistes der Veränderung erstmals spürbar. Er wurde zum Sturm und zum Rückenwind einer Kirche der Zukunft, die seither der „Wind of Change“ antreibt, den die „Scorpions“ im Jahr 1989 an einem anderen Wendepunkt der Geschichte besangen. „Wind of Change“, die Hymne der Wende, ist eine der erfolgreichsten Singles aus deutscher Produktion. Vielleicht haben Sie die Melodie sogar im Ohr. Auch wenn sich die Schönheit und Poesie des englischen Textes in der Übersetzung verlieren, versuche ich dennoch, die faszinierendsten Passagen ins Deutsche zu übertragen.

„Take me / to the magic of the moment on a glory night“ hieß es in einer der einprägsamsten Zeilen des Liedes: „Führe mich / zum Zauber des Augenblicks / in einer Nacht der Herrlichkeit / in der die Kinder von morgen ihre Träume teilen / mit dir und mir / in der die Kinder von morgen sich hinwegträumen / im Wind der Veränderung / der der Zeit ins Gesicht bläst / wie ein Sturm / der die Glocke der Freiheit erklingen lässt / auf dass Friede werde / Friede des Geistes. / Führe mich / zum Zauber des Augenblicks / in einer Nacht der Herrlichkeit.“

Der Song der Scorpions ist ein Freiheitspsalm. Und die Hymne der Wende von 1989 ist zugleich eine Hymne der Reformation. Denn der Wind der Veränderung, der uns fünfhundert Jahre nach Luthers Thesenanschlag den Rücken für künftige Veränderungen stärkt, blies vor fünfhundert Jahren der damaligen Zeit und der damaligen Kirche ins Gesicht.

Lassen Sie mich aus gegebenem Anlass etwas pathetisch werden, damit der historische Augenblick des Reformationsjubiläums mit der Hymne der Wende zusammenstimmt: Auch die Hammerschläge an der Wittenberger Schlosskirche ließen die Glocke der Freiheit erklingen und die Kinder des Spätmittelalters sich hinwegträumen in eine neue Zeit der Kirche und der Gesellschaft. Der Geist der Veränderung wurde zum Motto der Reformati-

on: Es galt und es gilt seit 1517, die Kirche immer wieder und immer neu zu verändern. *Ecclesia semper reformanda!*

Als evangelisch freie Christenmenschen und als Protestanten und Protestantinnen gegen eine Kirche, welche die Zeichen der Zeit verschläft und in ewiggestrigen Gewohnheiten verkrümmt ist, halten wir viel auf dieses Motto. *Ecclesia semper reformanda!*

Aber seien wir ehrlich zu uns selbst: Ist uns dieser Geist der Dauerveränderung nicht zu anstrengend? Destabilisiert er nicht uns Menschen und unsere Gesellschaft? Der amerikanische Soziologe Richard Sennett beschrieb vor einigen Jahren in seinem Buch „Der flexible Mensch“ die Zerrüttung des Individuums durch den neuen Kapitalismus, der den Menschen zur Dauerflexibilität zwingt und ihn seiner inneren und äußeren Stabilität beraubt.

Je flexibler der Mensch werden muss, desto größer wird die Sehnsucht der Menschen nach Stabilität. Und sie nimmt zu, je komplexer unsere Welt wird, je stärker Digitalisierung und Technisierung unser Leben dominieren und je fremdbestimmter sie unseren Alltag machen. Je mehr sich Kommunikation in virtuellen medialen Räumen abspielt, sich also in Chatrooms und soziale Netzwerke verlagert und darin verflüchtigt, desto mehr sehnen sich Menschen nach echten, verlässlichen Beziehungen und Begegnungen von Angesicht zu Angesicht. Je deutlicher wird, wie sehr die gesichtslosen Mächte der Welt und des weltweiten Netzes uns in der Hand haben und wie bereitwillig wir uns ihnen ausliefern, desto diffuser werden unsere Befürchtungen. Der US-amerikanische Schriftsteller Don DeLillo hat einmal geschrieben: „Je komplexer und unentrinnbarer unsere Technologien werden, desto archaischer werden unsere Ängste.“

Wäre es also nicht fünfhundert Jahre nach der Reformation für die Kirche an der Zeit, den Menschen wieder eine spirituelle Heimat und geistliche Geborgenheitsräume zu geben, statt ihnen und der Kirche eine Reform nach der anderen aufzuzwingen? Wer Angst hat, läuft Gefahr, sich in archaische und fundamentalistische Antworten zu flüchten.

Kommt es für uns als jahrtausendealte Kirche in einer solchen Situation nicht darauf an, den Menschen der Gegenwart einfache, wohltuende Antworten zu geben, die sie vor der Flucht in den Fundamentalismus bewahren und neu verankern?

Sollte also das Motto einer Kirche des Gottvertrauens nicht sein: *Ecclesia semper idem*? Kirche immer gleich und allzeit dieselbe statt Kirche immer neu? Wäre das nicht menschenfreundlicher und evangelischer? Wäre die Botschaft von der festen Burg einer Kirche, die jeder Veränderung unerschütterlich trotzt, nicht die bessere Nachricht für unsere christliche Kirche, die mit Traditionsabbrüchen und Kirchenaustritten zu kämpfen hat und deren Mitglieder sich manchmal nach dem guten alten christlichen Abendland zurücksehnen? Wem der Wind of Change all zu heftig ins Gesicht bläst, kann ja durchaus auf den Gedanken verfallen, ihm den Rücken zuzukehren, eine Kehrtwende zu vollziehen und sich auf den Rückweg zu machen.

Genau das ist in der Tat der Clou einer wahrhaft reformatorischen Kirche: Das Wesen der Reformation besteht darin, dass sie den Geist der Veränderung und den Geist der Rückkehr zum Urvertrauten verbindet! Zur Zeit der Wende, also Ende der achtziger Jahre, vollendete der US-amerikanische Regisseur Robert Zemeckis seine Science-Fiction-Trilogie, deren berühmter Titel sehr treffend auch den Geist beschreibt, in dem wir am besten Reformation feiern: „Zurück in die Zukunft“. Der Geist der Veränderung ist der Geist, der an Pfingsten vor fast zweitausend Jahren ausgesandt wurde. Dieser Geist ist nicht zu verwechseln mit dem Zeitgeist, der so oft beschworen wird, wenn wir blind gemacht werden und jede Entwicklung der Gegenwart kritiklos begrüßen sollen. Nein. Wahre reformatorische Geistesgegenwart sieht anders aus. Und so wäre es ein krasses Missverständnis, die Kirche der Reformation als Kirche zu verstehen, die ihr Fähnchen unentwegt nach dem Wind hängt, jedem Zeitgeist hinterher rennt, sich an jede Mode anpasst und ihre Mitglieder unter permanenten Veränderungsstress setzt. Als wäre Veränderung ein Wert an sich! Als wäre die Normativität des Fak-

tischen das Evangelium! Nein. So sehr die Reformatoren spürten, was an der Zeit war, so sehr verdankt sich ihre Geistesgegenwart der Sensibilität für den Geist Jesu Christi. Sie wurden dadurch zu Hebammen einer neuen christlichen Kirche, dass sie sich auf das uralte Wort Gottes zurückbesannen, dass der Gerechte aus Gnade lebt und dass wir wie Bäume, gepflanzt an Wasserbächen, in Gottes Wohlwollen wurzeln, aus dem uns nichts und niemand herausreißen kann.

Als Martin Luther seine geistliche Identität gefunden hatte, weil er sich in der Unerschütterlichkeit der Barmherzigkeit und Liebe Gottes geborgen wusste, konnte ihn nichts mehr erschüttern. Durch die Lektüre des Evangeliums ging ihm das Licht der Liebe Jesu Christi, des Herrn der Kirche, auf. Und so verlor er seine Angst vor den Herren der Kirche, vor den Herren der Welt, vor Tod und Teufel. „Und wenn die Welt voll Teufel wär / und wollt uns gar verschlingen, / so fürchten wir uns nicht so sehr, / es soll uns doch gelingen. / Der Fürst dieser Welt, / wie sau'r er sich stellt, / tut er uns doch nicht; / das macht, er ist gericht': / ein Wörtlein kann ihn fällen.“ So lautet die 3. Strophe von Martin Luthers „Hymne der Reformation“ Der Fürst dieser Welt ist besiegt. Im Jahr 1950 brachte dies der damalige Bundespräsident Gustav Heinemann auf dem Kirchentag in Essen in zwei lapidaren Sätzen auf den Punkt: „Die Herren dieser Welt gehen. Unser Herr aber kommt.“

Jesus Christus, derselbe gestern, heute und in Ewigkeit ist das Fundament unserer Kirche. Er ist aber auch der Motor und der Grund aller Veränderung der Kirche. Weil er der Rückenwind seiner Kirche ist, kann sie getrost in Richtung Zukunft gehen, auch wenn ihr der Wind der Veränderung noch so sehr ins Gesicht bläst und noch so sehr zu schaffen macht. Und weil er, Jesus Christus, der Rückenwind seiner Kirche ist, muss sie sich immer wieder verändern, darf aber auch getrost sein, dass sie in diesen Veränderungen nicht allein ist. Wenn sich die Kirche wirklich von Christus in die Zukunft tragen und sich von ihm antreiben lässt, muss sie sich immer wieder selbstkritisch fragen, ob sie sich nicht durch den Erhalt liebgewonnener Struktu-

ren und Gewohnheiten vor ihm und vor dem Windhauch seines Geistes in Sicherheit zu bringen sucht. Es könnte ja sein, dass eine Kirche, die sich selbst genügt und getreu dem Motto „Das haben wir schon immer so gemacht!“ handelt, gerade nicht die Kirche Jesu Christi ist. Also: die wahre Veränderung der Kirche geschieht nicht um des Prinzips Veränderung, sondern um Christi willen. Jesus Christus ist das Prinzip einer Kirche, die, wenn es an der Zeit ist, immer wieder neu werden und sich auf ihren uralten, tragenden Grund zurückbesinnen muss. Aber auch Letzteres heißt nicht, dass die Kirche Traditionen um der Traditionen willen pflegen darf. Bekanntlich ist Tradition nicht die Anbetung der Asche, sondern die Bewahrung des Feuers – im Falle unserer Kirche die Bewahrung des Feuers des Geistes Gottes, der die Welt verändert.

„Ja, aber ...!“ Schaffen wir das wirklich? Ist so viel Veränderung wirklich gut für uns? Lauern nicht zu viele Gefahren in der Zukunft? Wo kämen wir denn da hin, wenn wir zu viel riskieren und uns so sehr für fremde und ungewohnte Gedankenspiele begeistern, dass wir Kirche neu denken und eine experimentelle Ekklesiologie wagen? Wo kämen wir denn da hin, wenn wir vorausdenken statt nachtrauern würden und uns nicht als Kirche im Sinkflug begreifen, sondern zu Höhenflügen der Hoffnung ansetzen? Wo kämen wir denn da hin? Wer weiß, vielleicht kämen wir mitten ins Reich Gottes! Vielleicht würden wir, wenn wir Christinnen und Christen aus Gottvertrauen furchtlos geworden wären, unserem Namen und dem Namen Jesu Christi endlich alle Ehre machen!

Vor einigen Monaten kam die Kirchenleitung unserer Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern zu einer Konferenz in der Evangelischen Akademie Tutzing zusammen. Sie stand unter dem Thema „Profil und Konzentration“ und war der offizielle Start für den Zukunftsprozess unserer Landeskirche. Wir begannen, darüber nachzudenken, wie wir als Kirche aus unserer spirituellen Mitte heraus den Herausforderungen der Zukunft begegnen könnten. Denn als Kirchenleitung hatten wir beschlossen, inmitten der fetten Jahre an die mageren Jahre zu denken und kreativ zu werden, so

lange es uns noch gut geht. „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.“ So lautet ein großer Satz der Wende der achtziger Jahre. Gesprochen hat ihn kein Anderer als Michail Gorbatschow, der damals als einer der Ersten wusste, was die Stunde geschlagen hatte, was Not tat und was Not wendete. Zu spät kommen wir, wenn wir nur durch Schmerz lernen und erst dann unsere Wunden versorgen, wenn sie so weh tun, dass wir sie nicht mehr durch Zähnezusammenbeißen und „Weiter so!“ ignorieren können. Die Tutzingener Tagung wurde trotz vieler Fragezeichen und trotz großer Unsicherheit, auf welchen Weg wir uns da als Kirchenleitung begeben würden, zu einem inspirierenden Ereignis. Und das lag natürlich nicht zuletzt auch an dem Inspirationsort an dem wir tagten: jenem Ort am Ufer des Starnberger Sees mit Blick auf die Weite des Wassers und den Horizont der Berge. Die Evangelische Akademie Tutzing ist und bleibt geradezu ideal, um Visionen und innovative Ideen zu entwickeln. Ich bin fast geneigt, die „Scorpions“ zu zitieren: Wir alle spürten in Tutzing, den Zauber des Augenblicks, „the magic of the moment“. Vielleicht, so denke ich, tun wir als Kirche diesmal doch, was an der Zeit ist. Vielleicht erneuern wir uns im Vertrauen auf den unverrückbaren uralten Grund unseres Lebens. Vielleicht sind wir auf dem richtigen Weg.

Ich fühlte mich in Tutzing in die alttestamentliche Erzählung aus 4. Mose 13 hineinversetzt. Moses sendet in der Wüste Kundschafter aus, um das Land Kanaan zu erkunden, das Gott den Israeliten versprochen hat. Er gebietet ihnen: „Geht über die Berge und seht euch in dem neuen Land um! Berichtet uns über die Zukunftsaussichten und die Lebensgrundlagen dort!“ Als die Kundschafter zurückkehren, bringen sie zum Beweis für die Fruchtbarkeit dieses Landes Früchte mit: Trauben, Granatäpfel und Feigen. „Vor uns“, so sagen sie, allen voran Kaleb, „liegt wirklich ein Land, in dem Milch und Honig fließen!“ Aus einigen wenigen Früchten schließen die Israeliten auf ein paradiesisches Land! Das nenne ich Gottvertrauen! Die Kundschafter hätten ja auch ganz anders denken und sagen können, im Land Kanaan lauere nur Gefahr, und mehr als eine lausige Weinrebe, ein paar erbärmli-

che Früchte und den sicheren Untergang gebe es im Land der Zukunft Israels nichts zu holen. Sie hätten gemäß der Logik des „Ja, aber ...!“ argumentieren und sagen können, sie seien zwar mit heiler Haut von ihrer Expedition in die Zukunft zurückgekehrt, aber das ganze Vorhaben sei doch zum sicheren Scheitern verurteilt. Und in der Tat berichtet 4. Mose 13, 31 bis 14, 2 denn auch von dem großen Murren, das sich im Volk erhebt und das ja auch uns nicht ganz fremd ist, die wir manchmal skeptisch in die Zukunft blicken und vom Gedanken beschlichen werden: „Wir schaffen das nicht.“ Auch die Männer, die mit Kaleb ins verheißene Land hinaufgezogen waren, sagen: „Wir schaffen das nicht.“ In der biblischen Erzählung sagen sie voller Angst und Resignation: „Wir vermögen nicht hinaufzuziehen gegen dieses Volk; denn sie sind uns zu stark.“ Und sie brachten über das Land, das sie erkundet hatten, ein böses Gerücht auf unter den Israeliten und sprachen: ‚Das Land, durch das wir gegangen sind, um es zu erkunden, frisst seine Bewohner, und alles Volk, das wir darin sahen, sind Leute von großer Länge. Wir sahen dort auch Riesen, und wir waren in unseren Augen wie Heuschrecken und waren es auch in ihren Augen. Da fuhr die ganze Gemeinde auf und schrie, und das Volk weinte die ganze Nacht. Und alle Israeliten murrten gegen Mose und Aaron, und die ganze Gemeinde sprach zu ihnen: ‚Ach, dass wir in Ägyptenland gestorben wären oder noch in dieser Wüste stürben!‘“

So entstehen Dämonen. Die Dämonen, gegen die Martin Luther kämpfte und nach denen er sein Tintenfass warf. So entstehen die Dämonen, die uns den Mut zum Leben nehmen und uns den Atem rauben. So entsteht das Gefühl, dass uns ein Sturm ins Gesicht bläst, dem wir nicht zu trotzen vermögen, weil wir inmitten seines Tobens kaum mehr Luft holen können. So entstehen die Depressionen eines in sich verkrümmten Glaubens, der zum Burnout einer in sich verkrümmten Kirche zu werden droht.

Wir könnten uns auf die Fülle der Tage freuen, die da kommen. Wir könnten zuversichtlich nach vorn schauen und uns aus unseren eigenen Wüstensituationen voller Gottvertrauen aufmachen in das neue Land unserer

Zukunft. Wir könnten dem zukunftsöffnenden Geist Gottes trauen. Aber wir sind nicht wirklich mutig, sondern eher pessimistisch. Eher depressiv als inspiriert. Wir malen die Zukunft in dunklen Farben und vermiesen uns damit auch die Gegenwart.

Die Vergangenheit dagegen verklären wir. Sie bekommt einen goldenen Schimmer. Die Wüste unseres Lebens streut uns Sand in die Augen und lässt uns Veränderungsmöglichkeiten nicht erkennen. Obwohl Raum für Neues ist, obwohl vor uns ein Land liegt, das vielleicht üppige Früchte trägt, lassen wir alles beim Alten. Wir erzählen die Geschichten des „Ja, aber ...!“

Wir reden von Traditionsabbrüchen und davon, dass die Kirche und der christliche Glaube keine gesellschaftliche Zukunft haben. Wir kultivieren eine tiefe theologische Hoffnungslosigkeit. Wir treiben uns so lange den Mut aus, bis unser negatives Denken zur selbsterfüllenden Prophezeiung wird.

In Tutzing ging es den Mitgliedern der Kirchenleitung anders. Es gelang uns, von den Geschichten des „Ja, aber ...!“ zu schweigen und uns an den jenen Kundschaftern des 4. Mosebuchs zu orientieren, die ihr Glaube andere Geschichten erzählen und eine andere Logik der Dinge erkennen ließ. Die Kundschafter im Land der Zukunft stellten sich nicht den Denkschemata der Welt gleich – gerade so, als hätten sie Paulus und das 12. Kapitel des Römerbriefs bereits gekannt, wo es heißt: „Und stellt euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch die Erneuerung eures Sinnes, auf dass ihr prüfen mögt, welches da sei der gute, wohlgefällige und vollkommene Gotteswille. Gerade, weil die Kundschafter des 4. Mosebuchs aus Gottvertrauen ihren Sinn erneuerten und an das Evangelium glaubten, waren sie in der Lage, anders zu denken, anders zu sehen und anders zu handeln. Martin Luther beschrieb dieses Anderssehen, Andersdenken und Andershandeln mit dem altertümlichen Wort „Buße“. Und genau das ist es, was wir als Kirche der Zukunft brauchen: eine Haltung der Buße, die prüft, was Gottes Wille ist und was dem Evangelium Jesu Christi entspricht. Denn

das ist unser Auftrag. Wir sollen als Christen das Evangelium verkündigen und verkörpern. So werden wir nicht zu abschreckenden Beispielen und Verstärkern gesellschaftlicher Ängste und Abwehrhaltungen, sondern zu Jüngern und Jüngerinnen und zu Zeuginnen und Zeugen Jesu Christi.

Zeugen sind Menschen, die nicht wegschauen, Zeugen sind Menschen, die hinschauen. Zeugen sind geistesgegenwärtige Menschen. Menschen, die sich vom Geist der Veränderung erfüllen lassen die unserer Welt den Geist Christi einhauchen und ihn für Andere spürbar werden lassen. Denn Geschichte wird durch Geistesgegenwart geschrieben – so, wie 1517 und 1989 – und so, wie 2015 am Münchner Hauptbahnhof, als viele ihren Augen nicht trauten und sich selbst nicht wiedererkannten, weil ihnen auf einmal die Not der Menschen, die bei uns in Deutschland ankamen, näher war als ihre eigenen Vorurteile. Ob es ihnen bewusst wurde oder nicht: Indem sie hinschauten und nicht wegsahen, indem sie nicht nur Schaulustige blieben, sondern sich organisierten, wurden sie zu Zeugen des Heiligen Geistes und verkündigten das Evangelium aller Kreatur. Gewiss: dem Geist der Nächstenliebe und des Erbarmens weht seither ein anderer Wind entgegen: der Geist der Sorge, der Überforderung und der Angst vor einer Veränderung unserer gewohnten Kultur. Auch als Kirche sind wir immer wieder in der Versuchung, uns in unser Schneckenhaus zurückzuziehen und unsere Fühler nicht mehr dahin auszustrecken, wo wir den Anderen ein Christus werden können.

Der Theologe Karl Barth, Mitverfasser der Barmer Theologischen Erklärung von 1934, die wir als bayerische Landeskirche uns gerade neu vergegenwärtigen, hat in einer Vorlesung des Jahres 1946 die Aufgabe der Verkündigung des Evangelium auf eine Weise beschrieben, in welcher die christliche Geistesgegenwart und der Geist der Veränderung deutlich werden: „Verkündigt das Evangelium aller Kreatur!“ Die Kirche läuft wie ein Herold, um die Botschaft auszurichten. Sie ist“, so Karl Barth, „nicht eine Schnecke, die ihr Häuslein auf dem Rücken hat und der so wohl darin ist, dass sie nur dann und wann ihre Fühler ausstreckt und dann meint, nun sei

dem ‚Öffentlichkeitsanspruch‘ Genüge getan! Nein, die Kirche *lebt* von ihrem Heroldsauftrag ... Wo Kirche *lebt*, da muss sie sich fragen lassen, ob sie diesem Auftrag dient oder ob sie Selbstzweck ist? Ist das Zweite der Fall, dann fängt es in der Regel an, ‚sakral‘ zu schmecken, zu frömmeln, zu pfäffeln und zu muffeln. Wer eine feine Nase hat, der wird das riechen und schrecklich finden! Das Christentum ist nicht ‚sakral‘, sondern in ihm weht die frische Luft des Geistes. Sonst ist es nicht Christentum. Es ist eine ganz und gar ‚weltliche‘ Sache: offen zur Menschheit hin ... Man kann wohl oft einen Ekel bekommen vor dem ganzen kirchlichen Wesen. Wer diese Beklemmung nicht kennt, wer sich einfach wohl fühlt in den Kirchenmauern, der hat die eigentliche Dynamik dieser Sache bestimmt noch nicht gesehen. Man kann in der Kirche nur wie ein Vogel im Käfig sein, der immer wieder gegen die Gitter stößt. Es geht um etwas Größeres als um unser bisschen Predigt und Liturgie. Es geht um die Hoffnung auf das Reich Gottes. Neben dieser christlichen Hoffnung, die das Revolutionärste ist, was man sich denken kann, sind alle anderen Revolutionen nur Platz-Patrönchen."

Es geht also, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, um etwas Größeres als um Kirchenleitung, Kirchenverwaltung und Kirchenerhaltung. Es geht um Jesus Christus. Er allein, nicht Reformen oder Reförmchen, ist unsere Hoffnung. Er, der Auferstandene, ist unsere Zukunft. Um noch einmal Karl Barth zu zitieren: „Wer die Osterbotschaft gehört hat, der kann nicht mehr mit tragischem Gesicht umherlaufen und die humorlose Existenz eines Menschen führen, der keine Hoffnung hat.“ Also: Nur Mut! Mut zur Hoffnung und Mut zur Veränderung!

Ecclesia semper reformanda! Halten wir unsere Nasen und Sinne in den Wind der Veränderung. Er weht uns nicht fort von allen sicheren Häfen, sondern direkt in die Arme Jesu Christi! Möge er uns zum Zauber des Augenblicks und in Nächte und Tage der Herrlichkeit führen, in denen die Kinder von morgen ihre Träume teilen mit dir und mir, in der die Kinder von morgen sich hinwegträumen im Wind der Veränderung, der der Zeit ins

Gesicht bläst wie ein Sturm, der die Glocke der Freiheit erklingen lässt, auf dass Friede werde, Friede des Geistes, Friede auf Erden.

Das Wort, mit dem Christen und Christinnen bekräftigen, dass das, was sie hoffen und glauben, um Gottes Willen wahr sein möge, lautet „Amen.“ Es ist ein gutes letztes Wort für eine Kanzelrede.

Amen.